

### Ein seltenes Glück

Das teuerste Industriegelände, das je in Deutschland zu vergeben war, wird nun von kleinen und großen Unternehmen besiedelt.

Auf die Manager der geplanten atomaren Wiederaufarbeitungsanlage (WAA) im oberpfälzischen Wackersdorf war der bayrische Ministerpräsident bis vor kurzem gar nicht gut zu sprechen. Schließlich hatten die Atomexperten Max Streibl in die schwerste Krise seiner kurzen Amtszeit gestürzt.

Als die Stromkonzerne Mitte April den Ausstieg aus dem Zehn-Milliarden-

zern und das Bayernwerk planen im benachbarten Industriegebiet eine Solarzellenfabrik.

Ihren größten Coup landeten die WAA-Nachlaßverwalter jedoch vergangene Woche. Überraschend verkündete der bayrische Ministerpräsident, BMW werde auf dem 120 Hektar großen Gelände ein neues Zuliefererwerk bauen.

In dem Zweigbetrieb möchte BMW-Chef Eberhard von Kuenheim Rohkarosserien für das 40 Kilometer entfernte Pkw-Werk in Regensburg fertigen. Zudem sollen in Wackersdorf Spezialfahrzeuge – beispielsweise Polizeilimousinen und Feuerwehrfahrzeuge – zusammengeschweißt werden.

Prunkstück der Ansiedlung soll ein in der bundesdeutschen Automobilindustrie bislang einmaliges Pilotprojekt wer-

für Straßen, Leitungen oder Gleisanschlüsse.

Und die Firmen bekommen auch noch einen ungewöhnlich sicheren Standort: Der 30 Millionen Mark teure Sicherheitszaun rund um das WAA-Gelände soll vorerst stehen bleiben.

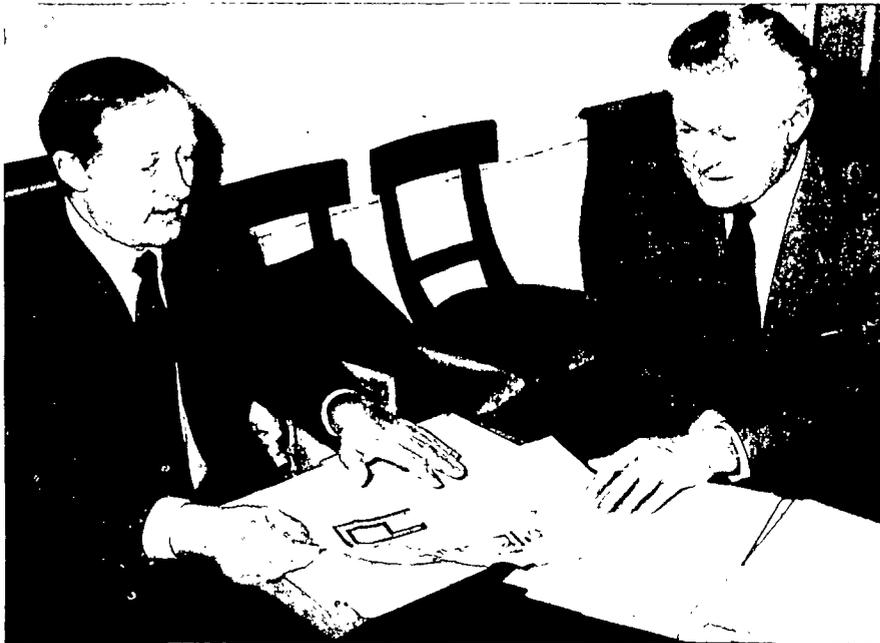
Für BMW kam die Wackersdorf-Offerte zu einem besonders günstigen Zeitpunkt. Der Münchner Konzern erfreut sich einer hohen Nachfrage nach Sondermodellen, die viel Handarbeit und Platz erfordern. Im Münchner Werk, das eingeklemmt zwischen Wohnhäusern liegt, gibt es für diese Sparte nicht mehr genügend Fabrikraum.

Zu welchen Konditionen das Gelände an das boomende Auto-Unternehmen ging, wird als bayrisches Staatsgeheimnis gehandelt; bekannt ist nur, daß BMW rund 200 Millionen Mark für seinen neuen Ableger ausgeben wird.

Streibl und Kuenheim wollen vermeiden, daß sie in lästige Debatten über Subventions-Millionen für gut verdienende Industrie-Unternehmen hineingezogen werden. Der öffentliche Zank über das Daimler-Benz-Werk in Rastatt, wo es 100 Millionen Mark vom Land gibt, wirkt offenbar nach: Bayerns Staatsregierung tut Gutes für BMW; doch anders als die CDU-Kollegen in Stuttgart reden die Münchner nicht über das Geld.

Allerdings lassen die WAA-Besitzer nicht jeden, der sich bei ihnen anbietet, aufs Gelände. Die „Bürgerinitiative gegen die WAA Schwandorf“, die einst den Widerstand gegen die geplante Atomfabrik mitorganisiert hatte, wollte 50 000 Quadratmeter kaufen, um eine Öko-Station zu errichten.

Die Wackersdorfer Grundbesitzer lehnten das Angebot dankend ab. Erst im Mai, so schrieben die Atommanager der Bürgerinitiative, sei „ein Wachmann durch einen Knallkörper schwer verletzt“ worden – den Ökos seien auch „zukünftig Sachbeschädigungen und gewalttätige Aktionen“ zuzutrauen.



WAA-Umwandler von Kuenheim, Streibl: Ein glänzendes Geschäft

Projekt beschlossen, mußte der Regierungschef flugs vom WAA-Fan zum WAA-Gegner konvertieren. Auch für einen wendigen CSU-Politiker ist das keine leichte Übung.

Doch neuerdings kommt der Bayern-Chef mit der Atomindustrie wieder gut zurecht. Innerhalb weniger Wochen gelang den WAA-Managern, wozu Streibls Beamte womöglich Monate gebraucht hätten: die Atombrache im Taxölderner Forst an Industriefirmen zu vermieten oder zu veräußern.

Der Würzburger Anlagenbauer Noell will bereits im Oktober damit beginnen, im leerstehenden, riesigen Brennelemente-Eingangslager Schleusentore für den umstrittenen Rhein-Main-Donau-Kanal zu schweißen. Ebenfalls vom Spätherbst an möchte der Küchengerät Hersteller Wilden aus Pfreimd (Oberpfalz) in der Zentralwerkstatt Mixer und Quirle produzieren. Der Siemens-Kon-

den, eine Fabrik zur fachmännischen Entsorgung von Gebrauchtwagen: Statt einer Aufbereitungsanlage für Kernbrennstäbe eine Wiederaufarbeitungsanlage für Automobilteile.

In dem BMW-Komplex sollen bis zu 1600 Beschäftigte Arbeit finden. Werden die Jobs der übrigen Firmen hinzugezählt, winken den Wackersdorfern bis zu 2500 neue Stellen, mehr als die WAA dem abgelegenen Landstrich beschert hätte. „Wir haben schon ein seltenes Glück“, freut sich der Wackersdorfer Bürgermeister Josef Ebner.

Noch größeres Glück als die Bewohner hatten die ansiedlungswilligen Firmen. Die meisten von ihnen machen ein glänzendes Geschäft.

Energieversorger, Bund und Land wollen für die Reaktivierung der Atombrache über eine Milliarde Mark auswerfen. Außerdem ist das Gebiet bestens erschlossen, die Firmen sparen das Geld

## UNTERNEHMEN

### Neue Horizonte

Die transatlantische Verbindung von Olivetti und AT & T ist geplätzt – Indiz dafür, daß Telephon- und Computerfirmen nicht so leicht zueinanderfinden.

Die alten Fresken und Stukturen des Palazzo Visconti in Mailand regten den Gast aus Amerika zu einem gewagten historischen Vergleich an: „Es ist an der Zeit, lieber Carlo, zu neuen Horizonten aufzubrechen, wie Christoph Columbus vor 500 Jahren sagte.“

Also sprach Robert Allen, Präsident des amerikanischen Telephon- und

Computer-Konzerns AT & T, am vorvergangenen Wochenende zu Carlo De Benedetti, dem Chef seiner bisherigen italienischen Partnerfirma Olivetti.

Der Vergleich mit dem Seefahrer aus Genua war nicht ganz abwegig. Allen, wie einst Columbus, suchte nach neuen Wegen in ein fernes Land – und landete ganz woanders als gedacht.

Vor gut fünf Jahren war AT & T mit einem Anteil von zunächst 25 Prozent bei Olivetti eingestiegen, um mit Hilfe der italienischen Büromaschinenfirma den europäischen Computer-Markt zu erobern. Vergangene Woche fand sich die amerikanische Telephongesellschaft als Teilhaber in De Benedettis Holding Cir wieder, nun als Mitbesitzer von Verlagen, Versicherungen, Vergaserfabriken und – immerhin auch noch – eines Olivetti-Anteils.

Und dunkel sind noch die neuen Horizonte, zu denen die beiden Irrfahrer nun aufbrechen wollen.

Als AT & T und Olivetti im Dezember 1983 ihr „strategisches Bündnis“ feierten, schien der Weg ganz klar. Der amerikanische Gigant, damals gut 56 Milliarden Dollar Umsatz, stand kurz vor der Zerschlagung seines Monopols für das US-Telephonnetz. Die Telephonfirma, die bisher nur Rechner für den Eigenbedarf hergestellt hatte, suchte Partner mit Erfahrungen im kommerziellen Computer-Marketing.

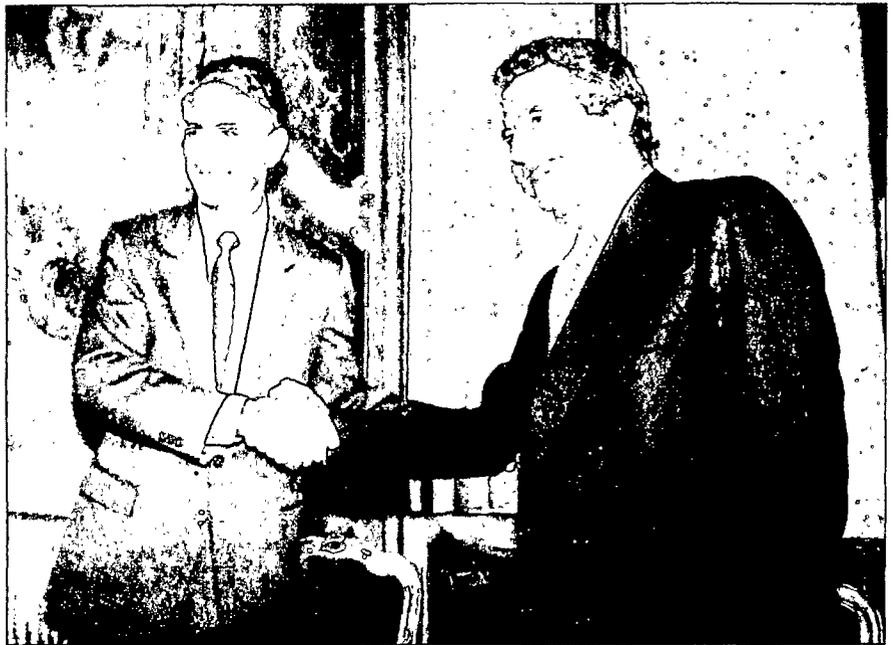
Olivetti, die alte Schreibmaschinen-Fabrik in Ivrea bei Turin, von De Benedetti gerade erfolgreich saniert und ins elektronische Zeitalter geführt, brauchte einen technologisch versierten Kompagnon. AT & T mit seinen berühmten Bell Laboratories schien dafür bestens geeignet zu sein.

Doch die Allianz entwickelte sich anders als erwartet. AT & T erwies sich zwar als äußerst hilfreiche Vertriebsfirma für Olivetti auf dem US-Markt. 1985 verkauften die Amerikaner 250 000 Personalcomputer (PC) aus Italien in den USA. Die Italiener dagegen kümmerten sich ziemlich lustlos um den Absatz von AT & T-Mini-Computern in Europa. „Sie haben jedenfalls nicht viel verkauft“, klagte Olivetti-Partner Allen.

Bei AT & T summierten sich die Verluste der Computer-Sparte auf schließlich 800 Millionen Dollar. De Benedetti ließ den glücklosen Partnern einen seiner besten Manager, Vittorio Cassoni, als Sanierer aus.

Doch auch der konnte nicht verhindern, daß 1987 die Personalcomputer-Lieferungen der Amerikaner auf den Tiefpunkt von 44 000 Geräten sanken. IBM und junge Firmen wie Compaq beherrschten mit einer neuen Rechner-Generation den Markt. „Offen gesagt, wir waren mit Schlüsselprodukten zu spät dran“, räumte Cassoni, inzwischen wieder bei Olivetti, vergangenen Monat ein.

Da war die Krise der italo-amerikanischen Beziehung schon längst offenkundig. Olivetti-Manager beschwerten sich



Partner Allen, De Benedetti: Mißglückter Start

kaum verhohlen, daß AT & T ihnen den Zugang zu den Geheimnissen der Bell Laboratories verweigere. Die Amerikaner nahmen sich einen zweiten Partner für das PC-Geschäft: Intel, den amerikanischen Spezialisten für Computer-Chips. Olivetti wiederum brachte eine eigene Serie von Mini-Computern heraus, die eine offene Konkurrenz zu den AT & T-Systemen darstellt.

„Es ist uns beiden klar“, erklärte AT & T-Chef Allen schließlich vorletztes Wochenende in aller Öffentlichkeit, „daß sich der strategische Wert der Beziehung, den wir vor etwa fünf Jahren erhofft hatten, nicht eingestellt hat.“

Die Enttäuschung über den mißglückten Start ins verheißungsvolle Computer-Zeitalter teilt Allen mit etlichen Managern aus anderen traditionsreichen Telephonbau-Firmen. Für die Techniker schien es eine ausgemachte Sache, daß Telephon und Computer gewissermaßen entwicklungsgeschichtlich zusammenwachsen. Telephonanlagen und Vermittlungen werden von elektronischen Rechnern gesteuert. Die Computer verbinden sich in weltweiten Kommunikationsnetzen wie einst die Fernsprecher.

Doch so schnell, wie in der ersten Begeisterung erhofft, vollzieht sich die elektronische Evolution der alten Telephonnetze keineswegs. Und die behäbigen Telephonbau-Firmen, seit einem Jahrhundert nur in der Rolle des Hofflieferanten für die jeweiligen Postverwaltungen geübt, sind mit dem wild wuchernden Konkurrenzkampf auf dem Computer-Markt offenbar überfordert.

Der deutsche Elektro-Konzern Siemens, Amtsbaufirma der Bundespost, ist im Telephongeschäft Weltklasse, in der elektronischen Datenverarbeitung allenfalls Mittelmäß.

Die niederländische Philips N.V., ebenfalls lange im Telephonanlagenbau erfolgreich, liegt beim Computer-Geschäft noch hinter Siemens. Die schwedische Telephonfirma Ericsson verkaufte ihre Datenverarbeitungs-Sparte 1988 an den finnischen Konkurrenten Nokia. Der macht damit weiter Verluste.

Die Stuttgarter SEL, neben Siemens zweitwichtigster Lieferant der Bundespost, gab Anfang dieses Monats die Computer-Tochter CTM zum symbolischen Preis von einer Mark an zwei Manager aus der Homecomputer-Branche ab. Die Konstanzer SEL-Tochter hatte im letzten Jahr rund 40 Millionen Mark Verlust gemacht.

Die AT & T-Manager konnten ihre Olivetti-Beteiligung freilich nicht so einfach abstoßen – auch wenn unter der Hand immer wieder nach Interessenten gefahndet wurde. Erst im vergangenen Monat hatte AT & T mit Hilfe des einflußreichen Multi-Industriellen De Benedetti einen Vertrag mit dem staatlichen italienischen Telephonbau-Unternehmen Italtel geschlossen. Ein abrupter Ausstieg bei Olivetti hätte sowohl den stolzen Unternehmer wie die empfindsamen Politiker beleidigt. Das zukunftsreiche Geschäft mit der Sanierung des maroden italienischen Fernsprechnetzes wäre in Gefahr gewesen.

Der Tausch der Olivetti-Aktien gegen eine entsprechende Beteiligung der Amerikaner an De Benedettis Industrie-Holding Cir zeigt echte Mailänder Eleganz. Die glücklose Verbindung im Computer-Geschäft ist gelöst, ohne die Beziehung zu De Benedetti vollends zu kappen und Telephonaufträge in Italien zu gefährden. Und dem italienischen Partner bleibt es erspart, die Kosten der Scheidung zu zahlen. ♦